

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 25.

Mittwoch, den 29. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(24. Fortsetzung.)

Roman von Beontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Und diese Angst um Elisabeth beslügelte Heilwigs Schritte, daß sie trotz grenzenloser Müdigkeit endlich, endlich vor den Toren Klostods stand. Sie hatte eigentlich erst die Dämmerung abwarten wollen, ehe sie in das Hasselbachhaus ging. Denn sie schämte sich ihrer zerissenen Schuhe und ihres beschmutzten Gewandes. Aber dann konnte sie es doch nicht mehr aushalten und schlich im hellen Frühlingssonnenschein an den Häuserreihen entlang, über den Marktplatz hin. Ja, da stand es wirklich noch wie im vorigen Jahr. Nur der Giebel war noch grauer geworden, dünkte sie, die letzten Monate. Die schwere, eichene Haustür war nur angelehnt, so daß sie den Messingklopper nicht heben brauchte. Sie schlüpfte in den dämmrigen Flur, die breite Treppe hinauf. Niemand begegnete ihr. Sie wußte, daß um diese Morgenstunde der Rathherr meist im Rathaus war und Frau Kathrine in der Küche. Nun stand sie vor der Tür des großen Wohngemachs und klinkte sie leise und behutsam auf. Die Morgensonne schien hell über Diele und Tisch und auf die bunten Blumenstöcke am Fenster. Und da vorne am Fenster stand eine Gestalt, den Rücken zu ihr gekehrt. Das war Elisabeth. Heilwig wußte es sofort und ihr Herz begann zu klopfen. Die andere hatte wohl das leise Anarren der Tür vernommen, denn sie wandte sich jetzt langsam um. Da sah sie die Frau an der Tür stehen in dem zerrissenen und beschmutzten Kleide, das dunkle Tuch lose um die blonden Haare geknotet. Sie schrak ein wenig zusammen, denn sie meinte, es sei eine Bettlerin. Da ließ Heilwig ihr Bündel fallen und legte die Hände ineinander und sagte leise: „Elisabeth!“

Ein paar Schritte vorwärts tat die andere wie in jähem Erschrecken und hob lauschend den Kopf. Und sah mit großen, ungläubigen Augen dem blassen Bettelweibe ins Angesicht.

Dann schrie sie auf.

„Heilwig, um der Jungfrau Maria willen, wo kommst du her?“

Sie stand wie versteinert und konnte sich nicht fassen. Ganz langsam kam Heilwig auf sie zu.

Und dann betastete sie die andere mit zitternden Händen, wie in zögerndem, frohem Erstanuen.

„O, Elisabeth, daß du noch da bist! Daß du nicht im Kloster bist! Und daß du so wohl aussehst und so glücklich!“

Tief, tief atmete Heilwig auf, wie von einer schweren Last befreit.

Elisabeth sah sie erstaunt an.

„O Heilwig, warum soll ich nicht gesund und glücklich sein? Ich bin ja seit drei Monaten des Magisters Ehefrau, und er durste hierbleiben an der Universität zu Klostod. Aber du — du, wo kommst du her? Wo bist du nur gewesen all die lange, lange Zeit hindurch? Wir glaubten nimmer, daß du noch am Leben seist.“

Schwer und todmüde ließ sich Heilwig in den großen Lehnstuhl des Rathherrn nieder sinken. Sie konnte nicht mehr stehen.

„Ich erzähle es euch alles, Elisabeth, eins nach dem

anderen. Wie ich so gern schon eher zurück gewollt zu euch und nicht gekommt. O, daß du gesund bist und des Magisters Weib! Wie danke ich Gott dafür. Denn das hat mich gequält die ganze Zeit.“

Sie lehnte ihren Kopf müde zurück an die hohe Lehne. Und sagte nun leise — stotternd: „Und — wie geht es dem Fridolin Luhart?“

Da wurde Elisabeth unsäglich verlegen und spielte mit den Händen an dem seidenen Täschchen, das an ihrem Gürtel hing, und hob nimmer den Kopf.

„Ach, Heilwig — arme, arme Heilwig. Muß ich es denn sein, die es dir zuerst sagt? Sieh, wir hatten alle damals nach dem Überfall so sehr geforscht, wo du geblieben. Aber als alle Gefangenen aus der Haft, Kummerow freigegeben und du nimmer darunter warst, meinten wir, du seist tot. Der Vater glaubte es und Fridolin Luhart auch. Ich habe viel um dich geweint damals, Heilwig. Und als nun nie und niemals Kunde oder Botschaft von dir zu uns drang, all die sechs langen Monate nicht — da hat“ — sie stotterte und suchte ängstlich nach Worten — „da hat der Fridolin Luhart im vorigen Monat“ — sie atmete schwer und sah Heilwig von unten auf ins weiße Gesicht — „da hat er eine — andere geheiratet.“

Mit einem einzigen Ruck stand Heilwig auf. Groß und steil und regungslos. In weiter, weiter Ferne waren ihre Augen. Und es war fast, als sei ein grenzenloses Leuchten darin.

Elisabeth war sehr erschrocken und legte ihr weiche Hand auf den Arm.

„Liebe, liebe Heilwig. Ach, sei nicht zu betrübt darüber. Ach, sag' nur ein einziges Wort und sieh nicht so starr aus.“

Jetzt ging ein Schüttern durch Heilwigs Körper, wie von übermächtiger, gewaltiger Erregung.

Sie mußte sich wieder setzen und beide Hände vor die Augen legen. Und jetzt löste sich die gewaltige Spannung in schwerem, lautlosem Weinen.

Elisabeth war vor ihr niedergekniet und hatte sich fest an sie geschmiegt.

„O Heilwig, weine nur nicht so sehr! Ach, und wir hatten immer geglaubt, daß deine Liebe zu Fridolin Luhart gar nicht so groß sei. Und das Schlimmste ist aber, daß er mit des Vaters Zustimmung dein ganzes Erbe übernahm und in das Geschäft steckte. Dieweil du doch seine anverlobte Braut warst und nun tot, wie er wähnte. Und so konnte er auch seinen Bruder auszahlen. O Gott, und nun —“

Elisabeth stotterte und sah verwirrt und ängstlich zu Heilwig auf.

Die nahm ihren dunklen Kopf mit großer Weichheit und Zärtlichkeit in ihre beiden Hände und beugte sich tief herab zu der Knienenden.

„Hab keine Furcht, kleine Elisabeth. Er soll alles, alles behalten. Ich will es ihm selber schriftlich geben. So daß du und der Magister ohne Sorge leben könnt. Ich will ja gerne als Magd mich verdingen — irgendwo — irgendwo. Es ist ja alles so gleichgültig jetzt,

„... wo mit der barocke Woll meine Seele wie-
bergesäht hat. Daß sie nun frei und stolz und schuld-
los atmen kann unter seinem großen, weiten Himmels-
dom.“

Elisabeth wagte nicht, sich zu rühren. Es redete
Heilwig so sonderbar, daß sie sie nimmer verstand.

Nur eines hatte sie verstanden. Daß Heilwig den
Brüdern Luhart keinerlei Hindernis in den Weg legen
würde. Das ließ sie befreit aufatmen.

Jetzt senkte Heilwig ihren blonden Kopf noch tiefer,
bis herab auf Elisabeths Schulter.

„Bringe mich in meine Kammer nach oben, Elisa-
beth. Denn ich möchte schlafen. Ich bin so sehr, sehr
müde.“

Da gingen sie beide langsam die alte Holzstiege
hinauf.

Otto Malkan war nach seiner Heimkehr in Wolde
in ein heftiges Wundfieber gefallen, das wohl Folge
des vernachlässigten Stirnhiebes und großer Überan-
strengung war. So erfuhr er erst nach Wochen von
Heilwigs plötzlichem Verschwinden, das ihnen allen
ein Rätsel war. Besonders Frau Gödel und Brigitte
Alvensleben wußten es sich nicht zu erklären und mein-
ten, daß sie doch nimmer so ohne Abschied geflohen sein
könnte. Vielmehr habe sie sicher ein Unglücksfall
außerhalb der Burg betrossen, und sie trauerten von
Herzen um sie, denn sie war ihnen lieb und wert ge-
worden, als stille, fleißige Hausgenossin den Winter
über.

Otto grubelte lange und tief über das Vorkommnis
und glaubte, den Schlüssel dafür gefunden zu haben.
Doch schwieg er darüber und bewahrte seiner Seele
Tiefstes vor allen Blicken und Fragen. Es war ihm
allmählich zur Gewißheit geworden, daß Heilwig mit
Absicht Wolde verlassen und nach Rostock oder Demmin
gegangen sei. Aber wie? So ganz allein war doch
unmöglich als Frau in dieser Zeit! Wenn ihr ein Un-
glück zugestoßen war unterwegs? O, sie war tapfer und
hatte Mut, das wußte er. Aber dies war doch ein
Wagnis — so kühn — daß es ihn zittern machte. Und
die Sorge um sie lag oft wie ein schwerer, lähmender
Druck auf ihm. Das hinderte auch sein Besserwerden
und seine Heilung, und die beiden Frauen schüttelten
oft traurig den Kopf über sein schlechtes Aussehen. Und
doch wollte er selbst gern so bald wie möglich gesund.
Am nach ihrer Spur fahnden zu können im ganzen
Land. Nach Demmin wollte er und nach Rostock, um
nach ihrem Verbleib zu fragen. Und wußten sie da
nichts von ihr, so mußte er weiter forschen — immer
weiter. Hatte sie wirklich den Luhart so lieb, daß ihre
Sehnsucht sie zu ihm getrieben hatte? Hundertmal
fragte er es sich bei Tag und bei Nacht. Aber hundert-
mal verneinte er auch selber diese Frage. Aber was
hatte sie denn fortgetrieben? Was nur? Er zermar-
terte sein Gehirn und fand die Antwort nicht. O, daß
er es wieder reiten könnte, um sich selber Gewißheit zu
holen, nach der seine Seele schrie.

Je weiter der Frühling in das Land kam mit
Vogelklang und Blütenpracht, desto kräftiger begann er
sich zu fühlen. Und endlich erprobte er unten im Burg-
hof sein altes Streitroß, trotz ängstlichen Abmahns
der Frauen. Aber er ließ sich nicht mehr halten.

Und dann, an einem lachenden Maimorgen, als
die Nachtigall im blühenden Rotdorn sang und die
Schwalben jauchzend durch die blaue, sonnendurch-
zitterte Luft schossen, trabte Otto Malkan mit verhäng-
ten Zügeln über die Zugbrücke ins Freie, den Toren
von Demmin entgegen. Nur wenige Knechte begleite-
ten ihn der Sicherheit wegen. Unterwegs gefellte sich
ein Demminer Kaufherr ihm zu und bat, ob er sich
anschließen dürfe. Denn in jener unruhigen Zeit war
jeder Reisende froh, wenn er irgendwie Begleitung
fand. Zuerst ritten sie schweigend nebeneinander, bis
der Kaufherr bedächtig begann, von seinen Geschäften
zu erzählen. Otto Malkan hörte kaum zu und gab nur
einsilbig und zerstreut Antwort. Bis er plötzlich, nicht
weit von Demmin, den anderen unvermittelt nach
Fridolin Luhart fragte. Der erzählte eifrig von dem

Lughändler, der ein guter Geschäftsfreund von ihm
war, und wußte ihn sehr zu loben.

„Und nun hat er auch noch ein treues und braves
Eheweib heimgeführt, um das ihn viele in der Stadt
beneiden könnten.“

Was bäumte sich Otto Malkans Pferd so jäh empor
ohne Grund? Und was war dem Ritter selber in die
Knochen gefahren, daß er zusammenzuckte, wie unter
einem Peitschenhieb? Es war sein Angesicht so fahl ge-
worden, wie das eines Toten und seine Augen hatten
einen stieren Blick. Nichts hörte er mehr von dem Ge-
schwätz des Kaufherrn — kein einziges Wörtlein mehr.
Vor seinen Ohren summt es wie ferne Meeresbran-
dung.

Fortsetzung folgt.

Der Schutzengel.

Von Hans-Joachim Fehr, v. Reichenstein.

Ich war noch sehr jung, als ich im Jahre 1904 nach
Amerika fuhr. Die Sippe und Bekanntschaft hatte die
schwersten Bedenken gegen meine Wanderlust. Und meine
Eltern ließen mich nur los, weil mein großer Bruder bereits
drüben war und feierlich versichert hatte, daß er mich unter
seiner Fittiche nehmen würde.

Als ich in New York landete, empfing mich zu meinem
Befremden und Unbehagen nicht mein Bruder, sondern einer
seiner dortigen Freunde. Mein Bruder war inzwischen, gleich
vielen anderen, vom Goldfieber befallen worden und nach
dem neu entdeckten und bereits sagenumwundenen Goldfeld,
Nevada, gegangen. Er ließ mich dringend warnen, ihm zu
folgen. Was der New Yorker mir zur Erläuterung von den
Strapazen, Entbehrungen und vor allen Dingen von den Ge-
fahren in den wilden Goldgräberlagern dort oben zwischen
den Bergen erzählte, war in der Tat so abschreckend, daß ich
das Gröbeln nicht wieder los wurde. Trotzdem ließ ich mich
von dem heiteren Gedanken leiten, daß ich bei meinem großen
Bruder in der Wüste unter Teufeln sicherer sei als unter
Fremden im zivilisierten New York.

Am nächsten Tage sah ich im Bullman und tat inmitten
einer praktisch bequemen Pracht und glattlicheren Selbstver-
ständlichkeit die Quere eines ganzen Kontinents ab. Den
Ermahnungen des New Yorker entsprechend, benahm ich mich
sehr vorichtig und zurückhaltend. Dennoch hatten die Mit-
reisenden mein Ziel bald aus mir herausgeloht. Sie schüt-
telten die Köpfe und versuchten, mir mein Vorhaben aus-
zureden.

Nach drei Tagen kam ich in Reno, Nevada, an, von wo
eine Kleinbahn mich durch die Berge bis Tonopah brin-
gen sollte. Es war ein herrlicher Oktobermorgen, als ich aus
dem Zuge stieg. Da stotzte mein Fuß; Kopf an Kopf ballte
sich eine undurchdringliche Männermasse auf dem Bahnsteig.
Es waren die Cowboys und Miners aus weiter Umgegend,
die in der Absicht hierher gekommen waren, als Sonntags-
veranstaltungen den Zug zu bestaunen und mit den Aufkommenden
ihren wildwestlichen Schabernack zu treiben. Ich stand ich
einer mir völlig fremden Welt gegenüber. Keinerlei Er-
fahrung schlug mir die Brücke. Dagegen vertiefte die mir in
den letzten Tagen auf meinem eingeträufelte Furcht die
Kluft. Mit dem Mute der Verzweiflung klopfte ich dem
nächstbesten dieser phantastisch bekleideten Halbwilden freund-
lich auf die Brust und fragte, wo ich wohl nach Tonopah
käme.

Das Gesicht, das eben noch höflich meinen großstädti-
schen Modeaufwand begrinst hatte, legte sich bereitwillig in
nachdenkliche Falten. Ein knorriges Arm schob sich unter
meinen Braune Häute ariften meine Halsfleisch auf.
Eine Gasse öffnete sich von selbst. Wilde Gesichter nickten
mir authorisierend und aufmunternd zu. Zehn Minuten später
stand ich wohlverhört und -verstaubt am Fenster eines staubi-
gen Kumpelsaleins, und an die tauelnden Cowboys und Mi-
ners winkten mir Heil und Sieg nach.

Zwischen erdrückenden Felsen und an tiefen Schlünden
und Klüften entlang leuchtete das Zügeln seinen Halsbrecheri-
schen Wad in die Wüste hinein. Tief in der Nacht lanate
ich in Tonopah an. Mit dem dünnen Schienenstrang und
der Weißblechbude, die die Station Tonopah bedeutete, hörte
die Welt aus der ich kam, unwiderruflich auf. Und vor mir
in der Finsternis lag eine neue Welt, deren Schreden meine
überhitzte Phantasie mir von Stunde zu Stunde schrecklicher
ausgemalt hatte. Trotz des besänftigenden Erlebnisses in
Reno, überall witterte ich Gefahr. Nirgend sah ich welche.

Vor der Station hielt eine Art Kremler. Ich sögerte
lange und prüfte mit argwöhnischen Blicken Kutscher, Karze
und Kraden bis aufs Gerippe, ehe ich ihnen mich und mein
junges Leben unter Entrichtung von 50 Cents anvertraute.
— Nach zwanzig Minuten hielt ich wunschgemäß vor Mer-
chants Hotel, einem schmutzen Holzgebäude.

Durch den glatten Ablauf dieses Abenteuers ermutigt,
trat ich in den behaglichen Empfangsraum. Allmählich fan-
den sich auch die anderen Passagiere ein. Niemand kam, sich
um uns zu kümmern. Wir setzten uns in die herumstehenden
Klubsessel, um den kurzen Rest der kalten Veranacht zu ver-
dämmern. Das mollige Kaminfeuer lullte unweigerlich ein.
Ich hatte die größte Mühe, die Augen aufzubehalten, um
mein Handgepäck zu bewachen. Misstrauisch beobachtete ich
unausgelenkt die schlafenden Reisenden.

Gegen Morgen gina die Tür. Ein junger, rotblonder

Wann mit besten Augen trat ein, um sich aufzuwärmen. Er sah sich im Kreise um. Untere Hände kreuzten sich. „Hallo, hina er die Unterhaltung an. Wo kommst du her?“

„Aus Deutschland.“
„Grünhorn?“ — „Ja nicht.“
„Willst du doch nicht etwa auch nach Goldfeld?“ — „Ich bejahte. „By god“, rief er. Du hast Schneid!“ Dann schüttelte er missbilligend den Kopf. — „Hättest auch lieber bei deinen Eltern bleiben sollen. Bist viel zu schade für diese verrottete Gegend. — Wie heißt du?“ — „Ich nannte meinen Namen.“

„Ha—ans“, wiederholte er verworren, indem er das „a“ ganz lana zog. „Schlechte Gegend, schlechte Menschen.“
„Ha—ans, alles Gesindel. Nichts für dich.“ Ha—ans. „Der redliche Mensch begann mich zu amüsieren. Trotzdem verabsah ich meine Vorsicht nicht. — Er erzählte mir, daß er John hiesse und daß wir somit Namensvettern wären. Aber ich sollte mir gar kein Beispiel an ihm nehmen. Er wäre ein ganz verkommener Schuft. — Er laute das so treubersia, daß ich lächeln mußte.“

„Oh, ich lachte ihm nicht zu glauben. Aber er habe heute wieder die ganze Nacht durchgeschlafen. Der Bankhalter könnte mir besagen, daß er seinen letzten Cent losgeworden sei.“

„Jetzt kommt die Anleihe“, dachte ich. Aber er erklärte mir eindringlich und unter vielen Klüchen, daß an allem Elend nur schlechte und leichtsinnige Gesellschaft schuld sei. Ob ich sollte seine Freunde nachher kennen lernen: „Alles seine Jungens, aber leichtsinnige Teufel“, verächtelte er.

„Sein Gesicht verfinsterte sich.“ „Ha—ans, das muß ein Ende nehmen. Einen araken Coup noch.“ Ha—ans — heute werde ich ihn bestimmt landen — und dann fängt ein neues Leben an.“ Er starrte mit harter Entschlossenheit vor sich hin. Plötzlich schüttelte er den Ernst ab. „Willst du etwa mit der Post nach Goldfeld?“ fragte er.

„Ja nicht.“

„Um“, meinte er, „wird heute nicht gehen. Großer Andrang.“ Ha—ans, alles besetzt.“

„Mein Bruder erwartet mich“, laute ich kleinlaut.

„Er sah mich väterlich mittheilhaft an: „Ist dein Bruder auch so wie du?“

„Ob nein, der ist älter als ich und schon lange im Lande.“

„Er überleate.“ Ha—ans, du mußt noch heute zu deinem araken Bruder.“

„Ehe du in schlechte Gesellschaft kommst.“

„John war fabelhaft. Er nahm mein Handgepäck und litt nicht, daß ich es trug; das wäre keine Arbeit für mich. Er verhandelte in der Postagentur, bis er ein Bilet für mich bekam. Er freute sich wie ein Kind, als ich ihm das Geld aus dem Brustbeutel hervorholte, den mir Mutter vorforallich ans Herz angelegt hatte. Und er gab schmunzelnd acht, daß ich den Schatz auch ja wieder auf verkaute.“

„Dann stand er mit mir vor der Agentur, während ich kramphast überleate, was dieser seltsame Kauz für einen Narren an mir aefressen hätte, oder ob er vielleicht doch etwas im Schilde führe.“

„Ha—ans, du bist ein Gentleman“, laute er plötzlich.

„Du willst dich aewik revandieren.“ Das kannst du tun, indem du mich zu einem Whisky einlädst.“ Er nahm seine Sachen auf und führte mich in einen Saloon. Vor den Saloons war ich besonders gewarnt worden. Wir tranken. Ich wollte ein zweites Mal einschenken lassen. Aber er schlug es rundweg ab. Das sei gegen die Abmachung, und außerdem sollte ich mein Geld zusammenhalten. Dabei blieb er. Als wir den Saloon verließen, wies er in einen Nebenraum, in dem eine Anzahl Tische standen: „Daß du mir nie in solche gottverdammte Bude gehst.“ Ha—ans“ laute er. „Das ist eine Spielhöhle.“

„Jetzt schläft sie. Aber in ein paar Stunden wacht sie auf.“ Ha—ans.“ Er lachte hart.

„Was kann ich für dich tun, John“, fragte ich impulsiv.

„Er sah mich verblüfft an. „Nichts.“ Ha—ans“, arinlte er leichtsinnig und schlug mir veranüat auf die Schulter.“

„Mir fiel ein, daß ich meinen araken Koffer noch von der Station zur Post schaffen lassen mußte.“ Ich fragte John

um Rat. Er sah auf die Uhr: „Zu spät. Da—ans. Die Post muß gleich vorfahren!“

Der Säred fuhr mit in die Glieder: „All meine Sabjellateiten! Und den Koffer selbst hatte Mutter meiner besondern Soralalt empfohlen. Der kammtie nämlich noch von Großmutter.“

„Gib mir den Gewädschein.“ Ha—ans. Ich werde dir den Koffer nachschicken.“

„Ich söagerte. Er lächelte abwartend.“

„Da gab ich ihm den Schein.“

Der Ort war inzwischen erwacht. Aus den Holzhäuschen ginaen die Miners zur Arbeit. Reiter galoppierten die sandige Hauptstraße entlang. Ein Trüppchen junger Burschen näherte sich uns.

„Ha—ans, da kommen meine Freunde“, rief John auf aeräumt. „Hallo, Jungens, hier ist mein Freund Ha—ans!“

„Ha—ans, dies ist Billy Bull. Man hat ihm ein Ohr abgelschnitten für Viebstehlen. Das nächste Mal hängen sie ihn.“

„Hier ist Tom. Wenn du allein hier ständest, hättest du in einer Minute kein Gewäd mehr.“ Das ist Jimmy. Wenn man ihm die Hand gibt, zieht er einem die Kinn ab.“ Ich betrachtete lachend meine Hand, die Jimmy eben gelschüttelt hatte. Die Kinn waren noch da.

„John führte mir den Rest seiner Freunde als „Svestastäten“ vor. Lauter raube, aber lustige, nette Kerle. Ich mußte lachen: Seit meiner Ankunft in New York schienen die Leute in diesem schaurigen Lande nichts zu tun zu haben, als mir Bären aufzubinden und mich zu verarauen.“

„Die mächtigste Postkutsche mit zwölf Pferden rollte an.“

„Jungens“, rief John, „mein Freund Ha—ans wird mit dieser Post nach Goldfeld zu seinem araken Bruder fahren. Wir werden Ha—ans farewell sagen und ihm zu Ehren heute nichts arbeiten, sondern unsern Coup auf morgen verschieben.“

„Einwände wollten sie laut machen. Aber John schnitt sie ab, indem er drei Cheers auf mich ausbrachte. Ich stieg als letzter Passagier oben aufs Dach. John rief mir einige weitere Ermahnungen zu. Und dann winkten diese prächtigen Burschen hinter mir her, bis eine Felsede sich dazwischen schob.“

„Nach einer anstrengenden Fahrt durch sonnendürre Wüste kam ich gegen Abend in Goldfeld bei meinem Bruder an.“

„Als er mich nach dem Koffer fragte, erzählte ich von meinem Freunde John, und daß John so freundlich sein wollte.“

„Mein Bruder lachte aus vollem Halse. Dann schüttelte er den Kopf und meinte, ein so dummes Grünhorn wäre in Nevada noch nicht vorkommen.“

„Am nächsten Nachmittag war ich allein in der Hütte. Mein Bruder war ausgegangen. Da hielt ein Waagen vor der Tür. John sah darauf.“

„Hallo, Ha—ans, hier bringe ich dir deinen Koffer.“

„Er freut hat ich ihn, näherzutreten und meinen Bruder abzuwarten. Er bedauerte dankend, er sei in großer Eile.“

„Ob ich sonst irgend etwas für ihn.“

„Er lächelte seltsam. — Wenn ich einen Whisky hätte, sonst weiter nichts.“

„Ich holte meines Bruders Flasche. Er trank, schüttelte mir herzlich die Hand und fuhr rasch weiter.“

„Eine Stunde später lörenate eine Reiterkhar mit einer Meute Bluthunde ins Camp und berichtete, daß die heutige Post auf dem Wege von Tonopah nach Goldfeld in der Wüste überfallen worden sei. Nach schwerem Kampfe, bei dem ein Teil der Passagiere sowie der Räuber unakomm-n wäre, hätten herbeieilende Goldräber den Rest der Bande überwälzt und auf der Stelle gelsucht. Nur einer, der Führer sei entkommen. Der berüchtigte rote John, sei in der Richtung auf Goldfeld entflohen. — Ob niemand was aesehen hätte?“

„Zawohl, gab ich Auskunft, ich hätte diesen Mann gesehen und ihm sogar einen Whisky aesehen. Dann beschrieb ich umständlich und genau den Weg, den John aenommen hätte, und schickte die Häscher mit den Bluthunden in entaenaelekter Richtung in die weite, leere Wüste.“

Alt-Nassau

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unzer.

I.

Am 15. April 1812 hatte Geheimrat Wigelius mit seiner Frau und der Tochter Jeanette den ältesten Sohn Louis auf das Gymnasium nach Idstein gebracht, damit er dort seine weitere Ausbildung genieße, bevor er die Universität besog.

Es war seit vielen Jahren im Nassauischen Brauch, daß die jungen Leute aus guter Familie, Beamten-, Pfarrers- und Gelehrtenlöhne dorthin geschickt wurden, und da das Gymnasium Augusteum des kleinen ehemaligen Residenzstädtchens sich eines guten Rufes erfreute, ist es wohl auch von Nichtnassauern besucht worden. Seit 1797 stand an der Spitze als Rektor Christian Wilhelm Snel, selber kein Nassauer; in Gießen hatte er Theologie und Philologie studiert; als Verfasser zahlreicher philologisch-pädagogischer

Schriften hatte er die Ehrendoktorwürde erlangt und den Professorittel erhalten.

Louis Wigelius war 15 Jahre alt, als er zum erstenmal das Elternhaus verließ und unter fremde Leute kam. Vermuthlich hatte er bis dahin die Friedrichschule in Wiesbaden unter Rektor Schellenberg bis ans Ende besucht und trat nun nach der Tertia des Gymnasiums über; indes waren die Lehrpläne offenbar noch nicht, wie das heute der Fall ist, so in Einklang miteinander gebracht, daß sich der Übergang von der einen zur anderen Schule reibungslos vollzogen hätte; wir hören, daß mancherlei nachzuholen war, was ihm an Kenntnissen fehlte. Sein Zimmer hatte Louis im Hause des Inspektors Bender, der Theolog war und das Lehrerseminar Idstein leitete; er und seine Frau, geb. Sommer, standen in freundschaftlichen, vielleicht sogar verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Eltern ihres Wesslings. Mittags- und Abendmahlszeit wurde bei Frau Roslein eingenommen, wofür die damals übliche Summe von 100 fl. im Jahr zu richten war.

Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß aus der Gymnasialzeit des Louis Wigelius eine umfangreiche Briefa

Sammlung vorhanden ist. Und zwar sind es annähernd zweihundert Briefe, die der Vater eigenhändig an seinen Sohn vom Herbst 1812 ab an zwei Söhne nach Jdslein gerichtet hat. Bei näherer Durchsicht hat es sich herausgestellt, daß diese Briefe eine ununterbrochene Reihe bilden, in der auch nicht ein einziges Schreiben fehlt; sie erstrecken sich über 3 1/2 Jahre, der Briefwechsel legt nur in den Ferien aus, wenn die Söhne zu Hause sind, und nur selten finden wir eine längere Unterbrechung, die durch dienstliche Überlastung oder Reisen des Vaters meist schon vorher angekündigt oder doch nachträglich erklärt wird. Leider fand sich in der Sammlung von Schriftstücken der Familie kein Schreiben eines Sohnes aus Jdslein, obwohl der Vater, nachdem er die Briefe, nach Rechtschreibung und Satzzeichen verbessert, den Söhnen zurückgeschickt hatte, sie wieder einforderte und sie dann als Dokument ihrer fortschreitenden Ausbildung sorgfältig aufbewahrte.

Der Schreiber der Briefe ist der Regierungs- und Generalsteuerdirektor des Herzogtums, Christian Ludwig Vigellus, Wirklicher Geheimrat und Vorkämmerer des Konnenhofs, der ihm von Herzog Friedrich August in Anerkennung seiner Verdienste verliehen worden war. Vigellus entstammte einer alten Gelehrtenfamilie, die in Weitz bei Marburg ihren Stammsitz gehabt zu haben scheint, denn dieses Ortschaft wird als Geburtsort des ältesten nachweisbaren Ahns Volkwein Volkswang Vigellus angegeben. Volkwein muß etwa um 1500 geboren sein; 1543 war er Professor der Mathematik an der Universität Marburg; 1549 Dr. med. und 1553 ist er Leibarzt des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Ein Sohn Nikolaus war Professor der Rechte in Marburg und ebenio dessen gleichnamiger Sohn, der 1637 starb. Bald darauf finden wir einen Vigellus in hoher kirchlicher Stellung in Darmstadt, wo 1729 Ludwig Wilhelm Konrad geboren wird. Er ist zunächst Gedult des Freiherrn v. Zwierlein in Weimar, dann Regierungssassessor in Ultingen, zuletzt Regierungsrat in Wiesbaden. Auch von diesem Vorfahr ist eine ganze Anzahl Briefe da, die er in den Jahren 1783 bis 1787 an seinen ältesten Sohn Christian Ludwig gerichtet hat, und auch eine ganze Reihe von Briefen des Sohnes von den Universitäten Gießen und Göttingen liegt vor; aber da sie sich vorwiegend nur mit dem Studium, den Vorlesungen und den Dozenten beschäftigen, sind sie weniger von allgemeinem Interesse. Dieser Sohn, der Giesener und väter Göttinger Student, dessen Studium der Rechte und Volkswirtschaft im Mai 1787 durch den Tod des Vaters ein plötzliches Ende fand, ist der Schreiber der oben geschilderten Briefreihe. Wie es der sehr pedantische und sparsame Vater gewöhnlich hatte, war er ein tüchtiger Mann geworden, eine rechte Stütze seiner Mutter, einer geborenen Thilemont, und seiner 8 Geschwister; dann hat er sich selber verheiratet mit Christiane Strawler; aus dieser Ehe sind 8 Kinder hervorgegangen, von denen der 1797 geborene Sohn Louis das dritte war.

An Hand der Briefe wollen wir versuchen, uns in jene Zeit zurückzuversetzen, in der Wiesbaden zwar nur eine Stadt von 7000 Einwohnern war, aber als Kurstadt trotz der kriegerischen Zeitläufte Gäste aus vielen Herren Ländern bei sich sah und sogar vorübergehend in den Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Ereignisse gerückt wurde.

Louis lebte sich in Jdslein nicht ganz leicht ein, war es ihm doch ganz ungewohnt, allein in seinem Zimmer zu sein, und das gemüthliche Zusammenleben mit Eltern und Geschwistern scheint ihm sehr gefehlt zu haben. Da war es gewiß ein Lichtbild in seiner Trübsal, daß Pfingsten nicht mehr ferne war; am Freitag vor dem Fest, das auf den 17. Mai fiel, erwarteten ihn die Eltern in Wiesbaden und am 8. schrieb ihm der Vater:

„Indeh muß ich Dir melden, daß es dormalen in der Gegend, besonders in denen umliegenden Waldungen sehr unruhig ist, indem ein Trupp von 8 und mehreren Kerls mit Gewehr versehen, und wahrscheinlich Deserteurs, sich hin und wieder haben sehen lassen, welche, wenn sie es auch nicht schon sind, doch am Ende aus Mangel und Hunger, Strazenzäuber werden müssen! Vors erste gebe also nicht allein, und auch nicht zu spät von Jdslein weg, daß Du nicht längstens um 8 Uhr hier fern kannt; Johann wäre mein Rath, daß Du zwar den nächsten Weg durch Eichenhahn, Jodann aber dem Trompeter herunter, grade nach dem Geisberg zu gehst. — Dorten ist meistens lichte, hohe Waldung und gewöhnlich sind auch Leute aus Rambah und Sonnenberg in der Nähe. Der neue Weg über den Neersberg*) hingegen führt zu sehr durch Dünungen und Einöden; über die Blatte aber ist ein großer Umweg, und unterhalb derselben, an der sogenannten Hölle, war von jeder ein Schlupfwinkel für Diebe, z. B. Leichtweis et cet.“

Aber die Unsicherheit in der Umgebung Wiesbadens handelt auch ein Brief des Vaters vom 8. Oktober an die Söhne, die er mit der Tochter Jeanette am Tage zuvor nach Jdslein geleitet hatte:

„Wir sind gestern um drepviertel auf 7 Uhr glücklich hier angekommen, und waren sehr froh, daß wir uns keinen Augenblick länger in Jdslein geümet hatten. Es finge schon um 6 Uhr als wir auf die Blatte kamen, an Nacht zu werden, und unterhalb der Blatte in der Gegend der Hölle bis in die Mitte der Kastanien-Allee begangenen uns mehrere sehr verdächtige, aber wohl gekleidete Kerls,

*) Neersberg, der alte Name für den Nerobera.

die immer 2 und 2 an der Chaussee standen. Die zwei leutern riefen den Ruffcher an: Halt, und einer fragte, ob wir von Jdslein kämen, wobei er seinen beiden Brügelhock schwenkte: — Ich rief aber dem Ruffcher zu, fort, fort! — und dies war unter Gschid, denn ich bin überzeugt, daß diese Kerls nichts autes im Schilde führten; — auch war es aut, daß die andere Chasse aus der Stadt Frankfurth immer bey uns war. Ihr lebet, daß es immer gefährlich ist, bey Nachtzeit, und besonders durch Waldungen, allein zu reisen. Wären wir noch eine vieriel Stunde später gekommen, so wäre es stod finiter, und wir wären grade im dicksten Wald unter der Blatte, wo es am gefährlichsten wäre, indem uns niemand hätte rufen hören!“

Aus der Geschichte des Hochheimer Marktes.

Die Zeitungen haben bereits gemeldet, daß am 10. und 11. November der altbekannte und beliebte Hochheimer Markt stattfindet. Schon wirkt derselbe seine Schattungen voraus; schon rüstet die Stadt, alle diejenigen lieben Gäste von nah und fern, aus Stadt und Land, die sich hier ein weinfröhliches Rendezvous geben wollen, würdig zu empfangen. Und sie werden auch dieses Jahr sich wieder einfinden, die Marktbesucher, als Vertreter der lebensfrohen Moantia, der bräuwarmen Wisibada, der vierpännigen Frankofurtha bis aus dem abgelegenen Dörichen des Hinterlandes. Nur wemtas hat der Hochheimer Markt im Laufe der Jahrhunderte von seiner Bedeutung verloren. Ja, der Jahrbundertel Denn genau 440 Jahre ist er alt. Im Jahre 1484 war es, als Kaiser Friedrich III. gestattete, im Dorff Hochheim alle jahrer zwen Jahrmärcht abzuhalten, den einen 14 Tage nach Pfingsten und den anderen auf St. Simon und Juda. Aus gewissen Gründen — es sollen böse Kaufereien vorgekommen sein — wurden diese beiden Märkte aber vom Domkapitel Mainz wieder aufgehoben, bis die Abhaltung 1576 wieder gestattet, der zweite Markt aber der Ernte wegen auf den Montag nach Allerheiligen verlegt wurde. Zwet, im 18. Jahrhundert neu eingeführte weitere Märkte, wie auch der Pfingstmarkt gingen auch wieder ein. Nur der Herbstmarkt blieb bestehen bis auf den heutigen Tag. In ihm spiegelt sich ein ganzes Stück der Hochheimer Kulturgeschichte ab. Von Anfang an bestand für die Abhaltung des Marktes eine besondere „Marktordnung“, die strenge eingehalten werden mußte. Wie Th. Schüler in seiner Chronik der Stadt Hochheim berichtet, hatten die Hochheimer selbst für den Aufbau der Zelte und Bänke zu sorgen. Der Schmied mußte alljährlich neue Ellen brennen, um jeder Überordnung vorzubeugen. Der Bürgermeister eichte die Kannen, und von Mittags an sorgten dann Hochheimer Büttel mit ihren Sieben die Ordnung. Mehswieger kontrollierten die Bädergewichte, die Torbütter sammelten die Marktzeichen ein, kurz jeder Hochheimer Angestellte hatte reichlich zu tun. Tagelana vor dem Markte durchheisten Trommler und Trompeter die Ortschaften der weitesten Umgebung und machten den Markt bekannt. Ein solcher Trommler erhielt, wie berichtet wird, 1653 in Wiesbaden vom dortigen Keller „in seiner Herzensfreude“ für die Bekanntmachung 3 Gulden. Zahlreicher Besuch blieb an den Markttagen nicht aus. Aus meilenweitem Umkreise fanden sich Käufer und Verkäufer ein. Jahrelang hielten z. B. Tuchweber aus Sachsen ihre Webarbeiten feil, bis die Hochheimer Weberkunst die Konkurrenz aus dem Felde schlug. Da gab es auch Zünfte der Viehhändler, der Krämer, der Birte, der Garlöche, der Bäder, der Meherer usw. Alle kamen auf ihre Rechnung. Hatten sie gute Geschäfte gemacht, dann ging es in den Wirtschaften hoch her. Hier wurde, das wußte jeder, das köstlichste Erzeugnis Hochheims ausgeliekt, das „Gold von Hochheim“. Dann kam Hochheim als Weinstadt zur Geltung. „Maingold ist Feingold“ hieß es dann. Besonders beliebt, aber auch seiner Wirkung wegen gefürchtet, war von jeder Hochheims Federweiser, der eigens für die Markttag gerichtet war. Doch auch vom „Alten“ wurde reichlich versapft. Nicht nur der „Dombekant“, jene herrliche Blume der Weine, sondern auch der Bürgerwein war so beliebt, daß ihn so feurig heiß selbst Satan zu preisen weiß. 1668 war für den Bestand des Hochheimer Marktes recht kritisch. Der 1667er war übel geraten, und um ihn leichter abzuleben, beschloßen die Hochheimer mit Zustimmung des Mainzer Domkapitels, seine fremden Wirte zum Ausschank zuzulassen. Da begehrten die Nachbarn der Herrschaft Espstein auf, als sie den sauren Trunk trinken mußten und riechen im folgenden Jahre zu Deltenheim, Jalsadt, Nordenstadt und Wallau neue Märkte aus. Doch diese waren nur von kurzer Dauer; sie gingen wieder ein, und der Hochheimer Markt blieb bestehen, viel besucht, viel gefeiert, viel belungen:

Jean Dremmel, der humorvolle Meenser Dichter, singt: Was is denn los, ihr Velt, / Daß heit von weit und breit, / Des Weges lustig fort, / Nooh Hochem alles schnorri, / Die Städter, Bauern, Kih, / Und alles liebe Vieh, / So gar die klänite Krott, / Die Bäa zum Nase hot, / Bänfelsänger fürwahr, / Bauernsänger logar, / Oshie, Kälwer un Gans, / Gäl mit Strohwisch an de Sawanz, / Handelsleit sein zur Stell, / Von Geburt saun reeil, / Gar Eigeuner sein oo, / Stehste wohl, do leire so, / Die Brotwürcht brokele in Banne uff dem Sand, / Und wann se recht verbrokelt sein, ist mer je aus der Hand.